

Giovanni Maio (Hg.)

Hoffnung

Systematische Analyse und
praktische Relevanz



FREIBURG · BASEL · WIEN



Titel der Erstausgabe: Die Kunst des Hoffens
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016
ISBN 978-3-451-34827-3

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025
Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03644-6
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-83942-9

Inhalt

Hoffnung als Bereitschaft, die Zukunft anzunehmen <i>Giovanni Maio</i>	7
Wahre Hoffnungen? Eine Frage an Hermeneutik und Religion <i>Rainer Marten</i>	31
Die Hoffnung und das gute Leben Überlegungen im Anschluss an Platon und Thomas von Aquin <i>Friedo Ricken</i>	56
Die Hoffnung auf das Reich Gottes als Antwort auf das Paradox des Menschseins <i>Eberhard Schockenhoff</i>	70
Hoffnung als transzendentes Leben <i>Stephan Grätzel</i>	89
Gemeinsam hoffen Grundlinien einer menschlichen Orientierungsweise <i>Ingolf U. Dalferth</i>	109
Hoffnung und Erinnerung Zur Zeitlichkeit der menschlichen Existenz <i>Emil Angehrn</i>	148
Angst und Hoffnung Gestimmtheiten menschlicher Existenz bei Kierkegaard und Marcel <i>Joachim Boldt</i>	167

Gegen Hoffnung in Hoffnung Ihre anthropologischen und theologischen Grundlagen ..	196
<i>Karl Kardinal Lehmann</i>	
Krankheitsbewältigung und Hoffnung Einsichten aus Psychologie und Theologie	227
<i>Ralf Lutz</i>	
Hoffen, Leiden und Psychotherapie	244
<i>Joachim Küchenhoff</i>	
Erwartungen am Beginn des Lebens Hoffnungen bei schwerer Krankheit	261
<i>Jörg Baltzer</i>	
Über Hoffnung im Leben mit Krankheit	277
<i>Gernot Böhme</i>	
Hoffnung angesichts der Prognose Was dürfen wir hoffen?	286
<i>Santiago Ewig</i>	
Die kleinen Hoffnungen und die große Hoffnung	308
<i>Eckhard Frick</i>	
Rebellion und Liebe: Wege aus der Hoffnungslosigkeit ..	324
<i>Claudia Bozzaro</i>	
Autorenverzeichnis	345

Hoffnung als Bereitschaft, die Zukunft anzunehmen

Giovanni Maio

Wir leben heute in einer Zeit, in der wir einerseits eine Hypertrophie der Hoffnung haben; denken wir nur an die ganzen Ansätze der Optimierung des Menschen, mit denen ja die Hoffnung auf eine Erlösung des Menschen durch die Überwindung der Grenzen des Humanen verbunden ist. Und zugleich leben wir in einer Zeit, in der wir uns nicht so richtig trauen zu hoffen, in einer Zeit, in der die Hoffnung als zu großes Wagnis betrachtet wird, weil unsere Zeit von Garantiedenken durchdrungen ist. Durch die Übernahme ökonomistischer Denkmuster haben wir heute unzweifelhaft ein Präjudiz für das Kalkulatorische. Wir leben in einer Zeit, in der wir lieber rechnen statt zu hoffen. Und niemand wird das Rechnen vernachlässigen wollen, um nur zu hoffen. Aber nur zu rechnen ohne zu hoffen, das ist einfach zu wenig, um gut leben zu können. Der moderne Mensch vermisst die Welt und glaubt aus seiner kalkulatorischen Einstellung zur Welt heraus, jetzt schon das Morgen zu kennen und daher nicht hoffen zu brauchen. Wer schon heute glaubt zu wissen, was morgen ist, lebt dann nicht mehr im Modus des Hoffens, sondern im Modus der Erwartung. Er erwartet etwas Konkretes. Die Zukunft des Erwartenden ist enger, sie ist klar umrissen, sie lässt keine Unwägbarkeit zu. Der Hoffende hingegen erkennt die Offenheit der Zukunft an und arrangiert sich im Umgang mit der Unbestimmtheit. Der Erwartende hingegen glaubt, das, was morgen ist, steht ihm zur Verfügung, er glaubt, er hat es vollkommen in seiner Hand, was morgen sein wird. Diese im Grunde hoffnungslose Grundeinstellung zur Zukunft ist gewagt, weil sie blenden

kann. Sie zeigt aber auf, wie sehr wir heute verlernt haben zu hoffen und wie sehr wir uns stattdessen an eine vermeintliche Sicherheit klammern, die aber am Ende mehr verwirren kann als die Hoffnung selbst. Letzten Endes geht es bei der Hoffnung also um ein Vertrauen in einen Gesamtsinn der Welt, in den Sinn des Ganzen. Hoffnung hat unweigerlich mit Sinnannahmen zu tun, und sei es die Annahme eines Sinns des Guten. Hoffnung, so würde ich sie hier verstehen wollen, ist das Vertrauen darin, dass die Zukunft Sinn macht, Hoffnung als Unterstellung eines größeren Horizontes, ohne den wir alle nicht existieren könnten, den Horizont, dass auch in einer Welt des Widrigen und Leidvollen nicht alles sinnlos wird. Und genau das verweist auf den zweiten Grund, weswegen Hoffnung quer zu unserer Zeit steht. Er liegt darin, dass wir heute in einer Epoche leben, in der nicht der Sinn des Ganzen vorausgesetzt wird, sondern in der die Welt und jedes Menschenleben unter einem grundsätzlichen Sinnlosigkeitsverdacht gestellt wird. Denken wir an die Debatten um den assistierten Suizid und die aktive Sterbehilfe. Der moderne Mensch, auch der Gesunde, lebt in dem ständigen Verdacht, dass sein Leben einmal restlos sinnlos werden könnte.

Bezogen auf die Medizin können wir sagen: Durch das naturwissenschaftliche Erbe setzt die Medizin zu Recht, aber auch zu einseitig, auf die Prognose, auf die Statistik, auf die Planung. Je einseitiger sie die Zahl als Ersatz für die Hoffnung nimmt, desto mehr verstrickt sie sich in eine exzessive Planung ohne Hoffnung, und damit verliert die moderne Medizin die eigentlichen Ziele ärztlichen Handelns aus den Augen. Es ist die Übermacht von Naturwissenschaft und Technik, die das ärztliche Handeln auf das bloß Zweckrationale reduziert und somit sprachlos wird angesichts der Frage, die viele Patienten sich stellen, wenn sie unheilbar krank werden, nämlich die Frage: Was soll aus mir werden? Mit dieser Frage muss sich Medizin zwangsläufig beschäftigen, wenn sie eine soziale Praxis im Dienste des leidenden Menschen sein will.

Auf der anderen Seite hat Medizin die Aufgabe, dem angewiesenen Menschen dabei zu helfen, dass er sich – im Gegenteil – nicht falschen Versprechungen hingibt, sondern dass man ihm hilft, Orientierung zu finden und das Leben in Hoffnung zu planen, ohne einer Verklärung der Wirklichkeit aufzusitzen. Diese Balance zu finden ist die Kunst des Umgangs mit Krankheit. Diese Kunst kann nur gelingen, wenn die Medizin sich neu klarmacht, dass sie durch die Betonung der Hoffnung das Leid nicht „wegmachen“ kann. Das Nicht-Wegmachen-Können muss eben deutlich ausgesprochen werden, wenn dem so ist. Und jede Preisung von Machbarkeit ist hier fehl am Platz und nimmt den Menschen nicht ernst, versetzt ihn noch mehr unter Erfolgsdruck und bürdet ihm das Gefühl des Versagens auf, wenn das Leid, der Schmerz dann doch nicht weggeht. Die Zukunft einer humanen Medizin kann daher doch nur darin liegen, neben dem Planen und Heilen, wo es geht, eben die Hoffnung zu ermöglichen, weil durch die Ermöglichung von Hoffnung das Leid zwar nicht weggemacht werden kann, aber es kann das Totalisierende des Leidens durchbrochen werden. Die Hoffnung vermag, durch das Leid hindurch, so etwas wie eine Sinnaussicht erfahrbar zu machen. Hoffnung kann helfen, sich nicht restlos durch das Leid bestimmen zu lassen. Hoffnung also letzten Endes als Zugang zu einer inneren Freiheit. Hoffnung als innere Stärkung gegen eine mögliche Vergeblichkeit. Hoffnung wäre von daher nicht als Leugnung der Möglichkeit des Vergeblichen zu verstehen, sondern als Glaube an die Bewältigbarkeit des Vergeblichen.

An diesem Punkt sehen wir auch, wie wichtig es ist, gerade im Kontext der Medizin mehr über die Hoffnung nachzudenken, über sie zu sprechen. Denken wir an die Situation der Hoffnungslosigkeit, in der ein Suizidwilliger steckt. Unsere Gesellschaft reagiert auf diese Situation mit der Bereithaltung der Beihilfe zum Suizid und bestätigt damit die Hoffnungslosigkeit. Wie aber Hoffnung finden in einer Situation

der totalen inneren Bedrängnis, in einer Situation der Verzweiflung? Dabei geht es nicht um eine Bagatellisierung der widrigen Lagen von Menschen, sondern darum, die Einseitigkeit bisher geführter Debatten um das Leid von Menschen neu zu erkennen und das Potential auszuloten, das schon darin liegen kann, über die Hoffnung nachzudenken.

Zunächst ist eine erste Unterscheidung wichtig, nämlich die Unterscheidung zwischen der konkretisierten und spezifizierten Hoffnung einerseits, die sich intentional auf ein bestimmtes Gut richtet, und dem allgemein gehaltenen „hoffnungsvollen Gestimmtsein“ andererseits, das Otto Friedrich Bollnow auch als universelle Hoffnung beschrieben hat.¹ Ähnlich hat auch Luise Rinser unterschieden zwischen dem „Hoffen, dass“ und dem „Hoffendsein“,² und Alois Edmaier spricht von der „gegenständlichen Hoffnung“ in Abgrenzung zur „Grundhoffnung“.³ Während also das gegenständliche Hoffen die vertrauensvolle Erwartung eines bestimmten zukünftigen Gutes im Sinne einer „Alltagshoffnung“⁴ darstellt, meint die Grundhoffnung die existentielle Tiefenschicht, die solche konkreten Hoffnungen überhaupt erst möglich macht. Dies sei eine erste wichtige Unterscheidung innerhalb des Hoffnungsbegriffs, und doch ist es wichtig, sich des Zusammenhangs dieser beiden Hoffnungsformen bewusst zu bleiben: Wir können eben nur dann konkret hoffen, wenn wir von einer Grundhoffnung getragen sind. Josef Pieper hat zu Recht auf den bedeutungsvollen semantischen Unterschied in der französischen Sprache zwischen „espoir“ als wandelbare Hoffnung und der „espérance“ als fundamentale Hoffnung verwiesen.⁵ Der Mensch wählt also seine Alltagshoffnungen auf dem Boden der Hoffnung, die ihn trägt und leitet. Was

¹ Bollnow, O. F. (2011), 70.

² Rinser, L. (1964), 12.

³ Edmaier, A. (1968), 74 f.

⁴ Ebd., 77.

⁵ Pieper, J. (1999), 162.

aber meinen wir genau, wenn wir von Hoffnung sprechen?
Neun Punkte dazu.

1. Hoffnung als Zulassenkönnen

„Jedes Hoffen“, so hat es der Philosoph Helmut Fahrenbach treffend ausgedrückt, „ist ein zeitlich gerichtetes Erstrecktsein in die Zukunft“.⁶ Man hofft auf etwas, was noch kommen kann. Sicher ist es auch möglich, zu hoffen, dass etwas in der Vergangenheit nicht geschehen ist, aber auch dann hoffen wir nicht für die Vergangenheit, sondern immer für die Zukunft. Hoffnung bedeutet also zwangsläufig ein Gerichtetsein auf die Zukunft. Und der Mensch lebt unweigerlich im Modus der offenen Zukunft. Der Mensch ist zwangsläufig ein zukunftsverwiesenes Wesen, denn die Vergegenwärtigung dessen, was morgen sein soll, ist lebensbestimmend für die Gestaltung des Heute. Da die Zukunft aber niemals sicher ist und daher immer ein Stück weit unverfügbar bleibt, ist der Mensch unweigerlich darauf angewiesen, hoffen zu können, hoffen auf eine Zukunft, die er braucht, um Gegenwart zu gestalten. Das heißt letzten Endes, dass wir alle unweigerlich im Modus des Hoffens leben.

Und doch kann man nur das hoffen, was grundsätzlich erreichbar ist. Ein Gut, das per se unerreichbar ist, kann kein Gegenstand des Hoffens sein. So lässt sich zwar hoffen, dass der Mensch gut werde, aber dass der Mensch nie altern würde, lässt sich nicht hoffen. Das wäre dann eher eine Utopie oder ein Wunsch oder eine Sehnsucht, aber nicht ein Hoffen. Hoffen hat nichts mit Wunschträumen zu tun. Beim Wünschen sind wir nämlich vollkommen frei, können uns also alles Wünschen, auch das Unrealisierbare, doch wenn wir von Hoffen sprechen, meinen wir unweigerlich etwas, was grund-

⁶ Fahrenbach, H. (1955), 59.

sätzlich realisierbar ist. Und da stoßen wir schon auf einen wesentlichen Punkt, der dem heutigen Sprechen über die Hoffnung oft im Wege steht. Hoffnung wird oft mit illusionärerem Denken in Verbindung gebracht, aber das Gegenteil ist der Fall. Das Besondere der Hoffnung besteht genau darin, dass sie befähigt, den rein kalkulatorischen Zugang auf die Welt zu übersteigen und unter Vernunft mehr zu verstehen als bloß instrumentelle Vernunft. Hoffnung, das ist eben nicht gleichzusetzen mit Berechnen. Es setzt auch Berechnen voraus, aber es bleibt nicht dort stehen. Hoffnung ist insofern weniger eine strategische Handlung als vielmehr eine Haltung, eine Haltung zur Zukunft, eine Haltung zur lebensbestimmenden Unabsehbarkeit der Zukunft.

Die Unabsehbarkeit der Zukunft macht es auf der anderen Seite nicht leicht, gut zu hoffen. So gibt es die trügerische Hoffnung, es gibt die unaufgeklärte Hoffnung, auch die blinde Hoffnung – aber wir müssen doch fragen: Ist das dann wirklich noch Hoffnung, wenn sie blind ist? Es ist wichtig, rein begrifflich zwischen Hoffnung und Wunschdenken, zwischen Hoffnung und Tagträumerei und zwischen Hoffnung und Utopie zu unterscheiden. Die Hoffnung ist kein schwärmerisches Übergehen der Realität, sondern sie ist ein Anerkennen der Realität, sie ist grundlegend vernunftorientiert, weil sie die Defizienz des Jetzt klar erkennt. Die Hoffnung ist dadurch charakterisiert, dass sie die widrige Realität gerade nicht übertüncht, sondern sie bejaht diese Realität, sie erkennt sie an, lässt sich aber nicht von ihr überwältigen. Stattdessen impliziert die Hoffnung die Fähigkeit, in der jetzigen Realität zugleich auch eine Potentialität zu erblicken. Der Hoffende sieht mehr als das, was sich darbietet. Er sieht die in der Widrigkeit immer noch innewohnende Möglichkeit. Hoffnung ist also kein defizitäres Wissen, sondern Hoffnung ist die Fähigkeit, mehr zu sehen. Gerhard Sauter hat die Hoffnung treffend als eine Art Spürsinn für das, was die Zukunft an positiven Möglichkeiten mit sich bringen könnte, bezeich-

net.⁷ Der Hoffende ist der klar Sehende, der sich Perspektiven schafft. In den Wörterbüchern des 19. Jahrhunderts wurde die Hoffnung sogar in der semantischen Assoziation zum Hoffnungslicht beschrieben.⁸ Dieses Doppelgesicht aus dem Blick für die Wirklichkeit und dem Sinn für die Möglichkeit, das macht den besonderen Reiz der Beschäftigung mit der Hoffnung aus.

2. Hoffnung als Ausdruck von Demut

Die Hoffnung bleibt wiederum nicht bei der Möglichkeit stehen, sondern durch das Hoffen wird die Unverfügbarkeit der Zukunft anerkannt. Dem Hoffenden wird bewusst, dass der Eintritt des Erhofften nicht restlos geplant und das Ergebnis eben nicht garantiert werden kann, sondern dass die Zukunft am Ende ein Widerfahrnis bleiben wird. Man kann nur dann von Hoffnung sprechen, wenn das bedeutungsvolle Gut in der Zukunft nicht sicher erreichbar ist, wenn wir uns also in Situationen befinden, die von Unsicherheit und Unkontrollierbarkeit geprägt sind. Genau dieser Grad an Sicherheit, mit der man ein Zukünftiges erwartet, macht den Unterschied zwischen Hoffnung und Erwartung aus. Wären wir ziemlich sicher, dass es einträte, sprächen wir hier von Erwartung, nicht aber von Hoffnung. So können wir zwar auf Heilung hoffen, aber man hofft nicht, dass der Bus auch tatsächlich nach Plan kommt. So zeigt sich, dass Hoffnung überhaupt erst dann ins Spiel kommt, wenn das Gut schwer erreichbar ist oder wenn das Eintreten oder die Verwirklichung des Erhofften eher unwahrscheinlich ist.

Aber es ist nicht nur die Unsicherheit, ob das Erhoffte auch eintritt, was die Hoffnung ausmacht; es geht bei der

⁷ Sauter, G. (1972), 73.

⁸ Lutz, R. (2012), 159.

Hoffnung jedes Mal darum, sich einzugestehen, dass man im Hoffen unweigerlich angewiesen ist auf von mir nicht beeinflussbare günstige Umstände, auf eine glückliche Fügung oder auf die Hilfe Dritter. Hoffend anerkennen wir, dass es nicht allein von unserem Handeln abhängen wird, ob das Gut, das wir erhoffen, auch verwirklicht werden wird. Kurzum: das Hoffen impliziert die Anerkennung der Grenzen der eigenen Verfügungsgewalt; es bezieht sich auf Momente, die jenseits des eigenen Machtbereichs liegen. Die Hoffnung ist somit unweigerlich mit dem Anerkennen der Grenzen des Machbaren und Vorhersehbaren, mit den Grenzen des Planbaren verknüpft. Man könnte es auch so sagen: die Grenze erst lässt den Menschen hoffen.

Als Hoffende bewegen wir uns also in einer Art Schwebestand, wohl wissend, dass die Zukunft offen und nicht restlos durch unser Handeln beeinflussbar ist, aber mit der inneren Zuversicht, dass sie bewältigbar erscheint. Bei der Hoffnung geht es somit zentral um die innere Einstellung zu dem zwangsläufig fragmentarischen Wissen über die Zukunft. Die Hoffnung verleiht sozusagen die Kraft dazu, den nicht aufhebbaren Schwebestand menschlicher Existenz auszuhalten und gerade dadurch auch im Kontext der Ungewissheit handlungsfähig zu bleiben. Hoffnung gewährt somit nicht weniger als die Fähigkeit, auch im Ungewissen zu handeln. Vor diesem Hintergrund ließe sich auch sagen, dass die Hoffnung nicht weniger ist als eine Verbindung von Rationalität und Demut.

3. Hoffnung als Befähigung zur Annahme

Josef Pieper hat die Hoffnung beschrieben als „Sich-offenhalten für eine Erfüllung, von der man nicht nur die Stunde, sondern auch die Gestalt nicht kennt“.⁹ Man kann es auch posi-

⁹ Pieper, J. (1977), 13–34, hier 33.

tiv ausdrücken: Die Hoffnung ermöglicht ein Offenbleiben für die Zukunft; sie verschließt sich nicht dem, was kommt, weil sie nicht von vornherein genau festlegt, was sein soll. Hoffnung bedeutet daher eine Vorstellung von Zukunft als Offenheit für das Mögliche. So hat Hoffnung etwas zu tun mit Erschließenkönnen. Der Hoffende besitzt die Fähigkeit, sich auf die Zukunft einzulassen. Durch diese bejahende Haltung ist es möglich, dass der Hoffende sich die Zukunft in der Gegenwart vergegenwärtigt und auf diese Weise als ein „Zukunft-Habender“ angesehen werden kann. Der Hoffende entwirft nicht eine Zukunft, die er festzurrt auf ein bestimmtes Hoffnungsgut, sondern er lässt die Zukunft auf sich zukommen und bleibt offen für das, was kommt. Der Hoffende ermöglicht damit Zukunft durch ein Zulassen der Zukunft. Der hoffende Mensch ist dadurch charakterisiert, dass er sozusagen keine Bedingung stellt. Er kapriziert sich nicht auf eine ganz bestimmte Zukunft, auf einen eng umschriebenen Hoffnungsinhalt, von dem er den Sinn seines Lebens abhängig macht, sondern er vertraut. Er vertraut darauf, dass selbst wenn das jetzt Ersehnte nicht eintritt, etwas anderes sein wird, das ihm erlauben wird, zu leben. Der Hoffende vertraut somit weniger auf die günstige Fügung der Dinge, sondern letzten Endes vertraut er darauf, dass, ganz gleich wie die Dinge kommen, er sich innerlich dazu verhalten wird können. Der Hoffende vertraut darauf, dass er die innere Stärke haben wird, sich in seiner Weise zu den Dingen, die unvorhersehbar sind, zu verhalten und durch diese innere Haltung nicht an ihnen zu zerbrechen. Hoffen impliziert die Fähigkeit, sich auf die Zukunft in der Zuversicht einzulassen und davon überzeugt zu sein, dass egal, was die Zukunft bringt, es zu bewältigen sein wird. Die Richtung des Hoffens ist somit weniger der Inhalt der Zukunft, sondern die eigentliche Richtung ist das eigene Selbst. Man hofft eben im tiefen Sinne nicht auf etwas, sondern man hofft auf die eigenen Ressourcen, man hofft darauf, dass man der Zukunft gewachsen sein wird.

Tiefe Hoffnung ist daher keine Hoffnung auf etwas Konkretes, sondern die Hoffnung auf die Bewältigbarkeit der noch grundlegend offenen Zukunft. Das unterscheidet das Hoffen vom Planen. Der Planende extrapoliert die jetzige Erwartung in die Zukunft, er zurrt die Zukunft fest auf das, was er heute konkret von ihr erwartet; der Hoffende hingegen lässt die Zukunft kommen und bleibt bereit, sie als seine Zukunft anzunehmen.

Gerade dieser Aspekt ist für die Medizin von besonderer Tragweite. Die Hoffnung hat in der Medizin einen schweren Stand. Das hat vor allem damit zu tun, dass wir heute ein gebrochenes Verhältnis zur Offenheit der Zukunft haben. Wir können es heute nicht aushalten, nicht ganz genau zu wissen, was morgen sein wird. So verbeißen wir uns auf das Durchplanen, fixieren uns auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen und Prognosen, um diese Offenheit der Zukunft dadurch zu bändigen. Aber das wird nie gelingen, weil die Zukunft dadurch charakterisiert ist, dass sie unverfügbar bleibt, immer und jederzeit. Daher kann der Mensch nur dann gut leben, wenn er lernt, diese Unverfügbarkeit der Zukunft anzunehmen und sich innerhalb dieser Unverfügbarkeit des Kommenden einzurichten. Die Fähigkeit, sich innerhalb eines grundsätzlich offenen Raumes einzurichten, nennt man Hoffnung. So können wir vielleicht besser verstehen, warum wir heute so wenig von Hoffnung sprechen in der Medizin und warum die Medizin so sehr auf Prognosen setzt und so wenig auf Hoffnung – weil sie eben selbst die Offenheit nicht aushalten kann und in einen Szientismus flüchtet.

Etwas Anderes kommt für die moderne Medizin hinzu: Technisch herangehend legt die Medizin im Vorhinein genau fest, was das Therapieziel sein soll. Damit engt sie ihren Blick und auch den Blick des Patienten auf die Zukunft ein, indem sie die Zukunft nur unter Wahrscheinlichkeitsgesichtspunkten betrachtet. Aber wir können eben nur für das Wahrscheinlichkeiten berechnen, was wir selbst vorher schon als erwartbare

Zukunft festgelegt haben. Zukunft hat jedoch nicht nur mit Wahrscheinlichkeit zu tun, sondern mit der grundsätzlichen Offenheit, d. h., wenn wir vollkommen frei denken würden, dann müssten wir anerkennen, dass wir heute im Grunde gar nicht wissen können, was wir alles hoffen sollen, weil wir die Zukunft grundsätzlich nicht restlos vorstrukturieren können. Je mehr wir also naturwissenschaftlich-technisch an das Krankgewordensein herangehen, desto mehr engen wir den Radius der Vorstellungskraft über die Zukunft ein und kaprizieren uns auf die Ausschnitte, die man probabilistisch technisch herbeiführen kann. Dass aber in der Zukunft weit mehr geschehen kann, als wir im Vorhinein berechnend einplanen können, diese nicht vorausschaubare grundsätzliche Offenheit der Zukunft gerät dadurch vollkommen aus dem Blick. Die technisch induzierte Haltung der Erwartung engt somit den großen Möglichkeitshorizont der Zukunft ein, macht blind für all das, was man jetzt nicht berechnen und planen kann, was aber dennoch eintreten kann.

Durch diese Entwicklung wird auch der Patient kanalisiert auf die konkrete, festgemachte Erwartung, und er verlernt zu hoffen. Das ausschließliche Konzentrieren auf die Erwartung hat aber die schwerwiegende Auswirkung, dass man sich im Erwarten unweigerlich verschließt. Das Erwarten macht den Horizont enger, und es setzt Kontrollansprüche in Gang. Je mehr die Medizin sich als eine rein technische und zweckrationale Praxis ausgibt, desto mehr sorgt sie für eine Verengung des Blicks und für ein Verschließen des Patienten.

4. Hoffnung als Haltung der Geduld

Der Hoffende etabliert ein bestimmtes Verhältnis zur Zeit. Wer hofft, nimmt eine Einstellung zur Zeit ein, die dem Nicht-Hoffenden verwehrt bleibt, nämlich die Bereitschaft zur Geduld, die innere Fähigkeit, die Dinge auf sich zukom-

men zu lassen und auf den „Prozess des Wachens und Reifens zu vertrauen“.¹⁰ Die Hoffnung verhindert also Verkrampftheit, bewahrt vor Verbissenheit – und vor Verzweiflung, weil dort, wo Hoffnung ist, eine innere Entspanntheit entstehen kann. Der Hoffende weiß also um die Unkalkulierbarkeit der Zukunft, hat also nicht ausreichend Wissen, um sagen zu können, was sein wird, aber er hat die innere Bereitschaft, diesen Zustand des Nicht-Wissens mittels der Geduld zu überbrücken. Darin unterscheidet sich die Hoffnung von der Rebellion und auch von der Verzweiflung. Hoffnung befähigt dazu, Geduld zu haben, sie hält davon ab, die Dinge zu erzwingen oder sie vorschnell für abgeschlossen zu erklären. Zu Ende gedacht, könnte man Hoffnung als einen Respekt vor der Zeit ansehen, als eine Anerkennung, dass die Zeit Dinge verändert, dass in der Zeit unweigerlich ein Prozess des Wandels inhärent ist und dass ab dem Moment, da wir die Hoffnung verlieren, wir diesen Respekt vor der Zeit aufgeben und gerade deswegen ungeduldig werden. Gabriel Marcel macht auf eine sehr eindringliche Weise deutlich, dass gerade die Verzweiflung nichts anderes ist als ein Akt der Ungeduld:

„Das ist, wohlverstanden, die gleiche Verzweiflung, die mich zu verkünden treibt, dass ich nie gesund werden kann [...] [E]s scheint aber doch so zu sein, dass ich in der Hoffnung im Hinblick auf das Geschehen und vor allem im Hinblick auf das, was dieses Geschehen aus mir macht, einen Typus von Beziehungen, eine Weise der Vertraulichkeit entwickle, vergleichbar der Haltung, die ich dem anderen gegenüber annehme, wenn ich Geduld mit ihm habe.“¹¹

Das ist ein tiefer Gedanke, der uns verdeutlicht, dass Hoffnung nichts anderes ist als die Fähigkeit, mit dem eigenen Schicksal Geduld aufzubringen. Diese Geduld wird dadurch möglich,

¹⁰ Marcel, G. (1957), 43.

¹¹ Ebd.

dass man nicht nur einen anderen Blick auf die Möglichkeit der Zukunft richtet, sondern vor allem einen anderen Blick auf die Gegenwart. Was den Hoffenden vom Verzweifelten unterscheidet ist nicht primär die Zukunft als vielmehr die Gegenwart, die Deutung der Gegenwart. Während der Verzweifelte die Gegenwart auf das Noch-nicht reduziert und seinen Blick somit allein auf die reine Gegenwart einengt, sich also in der Gegenwart gefangen hält, vermag der Hoffende das Defizitäre der Gegenwart genauso zu erkennen, sieht aber durch das Defizitäre hindurch die grundsätzliche Möglichkeit des Guten. Die Hoffnung weitet, indem sie die Zukunft nicht in die Zeit danach verlegt, sondern die Zukunft schon im Jetzt erkennt. Der Hoffende hat die Zukunft somit mehr als der Nicht-Hoffende, weil er die Gegenwart als eine Möglichkeit von Zukunft ansieht, die Zukunft sich also in der Gegenwart zu vergegenwärtigen weiß. Die Kunst der Vergegenwärtigung von Zukunft in der Gegenwart nennt man Geduld.

Auch hieran können wir die Einseitigkeiten und Unzulänglichkeiten der Entwicklungen der modernen Medizin erkennen. Denn durch die Ökonomisierung gerät die Medizin in eine Situation, in der die Zeit das Erste ist, was dem Effizienz- und Rentabilitätsdenken geopfert wird. Die Zeit für dieses geduldige Abwarten, die Zeit für das Zulassen eines Reifungsprozesses. Das Ergebnis wird nicht durch Zulassen abgewartet, sondern durch das Machen erzwungen. Mit der Wegrationalisierung der Zeit aber wird zugleich die Befähigung des Menschen zum Hoffen wegrationalisiert. Wo keine Grundhaltung des Sich-Zeit-lassens gepflegt wird, bleibt kein Raum mehr für die Hoffnung. Es handelt sich hier um einen Teufelskreis, denn die Beschleunigungstendenzen und der zu beobachtende Aktionismus tragen einerseits zur Verunmöglichung von Hoffnung bei, aber sie sind zugleich auch Resultat des Nicht-Hoffen-Könnens. Wo keine Hoffnung erlernt wird, da setzt der Aktionismus ein. Dies mag eine tiefere Erklärung für die aktionistische Organisation der Medizin sein.

